

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 20 (1916)

**Artikel:** Der Wanderer  
**Autor:** Steinmann, August  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-574522>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 11.12.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Der Sänger rannte nach einem Schwert. Der Prinz riß eines von der Wand des Ganges. Die Kämpfer klirrten wild und rasend aufeinander. Kaum, daß der unsinnige Kampf begonnen hatte, fiel der Prinz mit blutendem Halse nieder. Dem Sänger rann ein roter Streif von der zerhauenen Wange. Er sah den Freund am Boden sich verblutend winden und sah über ihn gebückt die todblasser Königin. Sein Blick verwirrte sich, und seine Gedanken wurden uneins, flackernd und blutig. Er ging mit dem roten Schwert in der Hand in den Saal, von scheuen Lakaien geflohen und angekündigt. Er trat in die Flügeltür und stieß die Schwertspitze vor sich in den Boden, mit einem lauten, wahnsinnigen Gelächter.

Im Saal entstand eine enge Stille. Dem König rann der vergossene Wein übers ganze Gewand. Dann ward ein Lärm und eine Verwirrung ohnegleichen. Keiner rührte an den bluttriefenden Schwertträger. Verstörte Pagen, weinende und ohnmächtige Weiber, ratlose Männer, entsetzte Greise drängten sich zwischen umgestürzten Sesseln und Geräten. Krüge und Flaschen wurden umgestoßen, über zerrissene Tafeltücher floß in geruhigen Bächen der edle Wein. Die Musik spielte noch eine kleine Weile fort

und brach dann jäh erschrocken mitten im Liede ab. Der Kronprinz trat dem Sänger zuerst entgegen. „Was ist's, Liedler?“

„Deinen Blondem hab ich erschlagen. Er liegt, und mein Schatz kann ihn nimmer wecken.“ Die Diener hatten indes Waffen herbeigetragen, und zahlreiche Edle stürzten gegen die Tür. Der Kronprinz aber drängte sie zurück. „Haltet Ruhe, ihr Herren! Eilet lieber, nach dem Prinzen zu sehen!“

Der Erschlagene und die über ihn gebückte Königin wurden von einem großen Gedränge umringt. Im Saal blieb allein der König zurück, dessen Verstand vom gegossenen Wein verdunkelt war. Zu ihm trat der entstellte Sänger, sein Liebling, und trank aus seinem Becher. Der Kronprinz stand in der Tür und betrachtete mit grausamer Neugier den Trunkenen und den Wahnsinnigen, die in dem verlassenen Brunnensaal, aus einem Becher trinkend, sonderbar und traurig anzusehen waren, wie ein fabelhaftes Frauenbild eines seelenkranken Malers.

In diesem Augenblick loderte das letzte Feuerwerk prachtvoll hinter allen dunkeln Fenstern auf. Das Volk wälzte sich in großen Haufen vor das still gewordene Schloß und schmückte mit seinem dankbaren Jubelgeschrei das Fest des Königs.

## Der Wanderer.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Eine Geschichte von August Steinmann, St. Gallen.

Es war einmal ein junger Mensch, der zog als ruhloser Wanderer durch das Land. Er trug, wie ein kleines buntes Blatt zeigt, einen langen silbergrauen Rock, weite grüne Beinkleider und ein hellblaues Käpplein. Schon der auffallenden Tracht wegen kannte man ihn weit herum. Als er sich einst einem Dorfe näherte, sahen ihn die Kinder schon von weitem und riefen: „Der Frühling kommt! Der Frühling kommt!“ Die Alten traten vor die Türe und schauten dem Wanderer nach, wie er rüstig fürbas schritt und am obern Ende das Dorf verließ, ohne Einkehr gehalten zu haben. Sein wetterfestes Känzlein barg außer zwei Hemden und zwei Paar guten Strümpfen ein Schreib- und Zeichenbüchlein, ein Testament, beschei-

dene Wegzehrung und was einer an unentbehrlichen Dingen just mit sich führen muß. Eine Gitarre und ein fester Stoß, dessen Griff elfenbeinern und mit Silber beschlagen war, vervollständigten die Ausrüstung. Drohte dem Wanderer das Geld, das er in einer Kasse verborgen hatte, auszugehen, dann schrieb er seinem Sachwalter einen Brief, worauf er bald an der und der Poststelle die Sendung erheben konnte. Ein anständiges Vermögen ermöglichte dem Wanderer ein angenehmes Reisen. Ein etwas kaufmännisch veranlagter Mensch hätte mit dem Kapital allerdings ruhbringender gearbeitet und es vielfältig auf irgend eine Weise. Das Geld hatte der Bursche von seinen Eltern, die er in früher Jugend verloren hatte, ge-

erbt. Ein treuer Freund des Vaters hatte sich dazumal des Kindes angenommen. Als der Schübling groß geworden war, betraute dieser den ehrenhaften Mann mit der Verwaltung der Titel und Briefe und übergab ihm auch alle notwendigen Vollmachten; denn er wollte frei und ledig sein und hatte sich losgesagt von allen Sesshaften. Wanderer war er, und was ein fester Beruf ist, wußte er nicht. Weder Hitze noch Regen konnten den Ruhelosen aufhalten. Nur dem Winter fügte er sich. Sobald der erste Schnee gefallen war, suchte der Wanderer ein warmes Nest. Er ließ sich bald in dieser, bald in jener Stadt nieder und vertrieb sich die Langeweile mit Spaziergängen durch die stillen Wälder und über die tief verschneiten Höhen, übte sich als Schnellläufer im Schlittschuhfahren und durchstößerte an rauhen Tagen die Bibliotheken, in denen er besonders nach alten Romanen suchte. Am Abend spielte er gerne Gitarre und sang dazu einige Lieder, womit er seinen Kostleuten viel Freude bereitete. Wenn aber die Kirschbäume zu blühen und die Erlen zu treiben anfangen, packte der Wanderer seine Siebensachen und lief ohne Abschied und Heimweh auf und davon. Jeweils am St. Johannistage erschien er unter der Tür seines väterlichen Freundes; der legte ihm die Kapitalabrechnung vor, und aus dieser konnte der Gast jedesmal mit Genugtuung eine bescheidene Zunahme des Vermögens lesen. Mit dem Säklein „Eingesehen und richtig befunden, David Rünzlin“ unterzeichnete er den sauber ausgefertigten Bogen, strich einen Teil des Zinses ein und verweilte eine oder zwei Wochen, doch nie länger im Hause seines Beschützers. Während dieser Zeit rüstete ihm die Gattin des Gastfreundes die Kleider, schaffte neue Stücke an und verschenkte die abgetragenen irgend einem Bedürftigen.

David Rünzlin hatte wieder einmal den St. Johannisbesuch gemacht. Er stand wanderfertig auf der Schwelle des gastlichen Hauses. Es war ein schöner Sommertag, der machte den Abschied leicht.

„So geh' mit Gott,“ sprach der treue Freund, „du weißt, wo ich wohne; mein Haus steht dir offen zu jeder Zeit.“

David nahm von dem Frieden, der die

sichere Stätte umgab, mit sich auf den Weg. Das letzte Haus des Fleckens lag bereits hinter ihm. Gleich einem neu ausgerüsteten Segler, der den Heimathafen verlassen hat, um übers Meer zu fahren, zog der Wanderer, wohlausgestattet, in die Ferne. Unter alten Bäumen schritt er dahin. Im Gezweige sangen die Vögel und flogen von Baum zu Baum, hinüber und herüber, daß es eine Lust war, ihnen zuzuschauen. Feldein ging eine Kaze auf die Mäusejagd.

David war es wohl ums Herz; denn er wußte seine Angelegenheiten geordnet. Im Ränzel trug er ein gebratenes Hähnchen und eine Flasche Delberger. Jetzt nahm ihn das offene Feld auf. Er griff in die Saiten und sang:

Ein neuer Tag ist kommen —  
Wie ist die Welt so weit!  
Das Wandern soll mir frommen,  
Du schöne Sommerszeit!

Vom Himmel stieg Gott Vater  
Hernieder auf die Welt.  
Froh geh ich meine Pfade,  
Solange der Herr mich hält.

Mein Herz, sei guten Mutes!  
Der Himmel ist dein Ziel,  
Dort wirst du Ruhe finden  
Bei Sang und Harfenspiel.

Der Gutwetterwind trug das Lied über die Acker. Der Flecken war hinter einer Hügelwelle verschwunden. David verließ die Landstraße und folgte einem Wiesenwege, der ihn an den Fluß führte. In das Rauschen der Schnellen mischte sich das Poltern und Rollen einer alten Mühle. Von gehekten Wellen gestoßen, drehte sich das unterschlägige Wasserrad und trug die Kraft des Flusses ans Ufer. David hielt inne. Er bewunderte die starken Knechte, die mit schweren Lasten an ihm vorbeiging, im düstern Gebäude verschwanden und nach einer Weile aufrecht und frei wieder an die Sonne traten. Riesige Steine zermalnten die Frucht, hinter blindgewordenen Fenstern rottelten die Mahlgänge. Als ein Ueberflüssiger stand David in dem Treiben. Das einzige, was ihn verwandt annutete, war das Taubenvolk, das auf dem Dache allerlei Kurzweil trieb. Als der Müller über den Hof daherkam, trat ihm David in den Weg, lüpfte das Käpplein und sprach: „Nichts für ungut, Meister, wie heißt die

Mühle und wie weit ist's noch bis Stelzenburg?"

Der Müller, der nicht leiden mochte, wenn fremde Leute vor seiner Mühle Maulaffen feilhielten, antwortete: „Nichts für ungut auch mir gegenüber. Fragen ist leichter denn arbeiten. Hier heißt's in der Possenmühle, und bis zur Stadt sind's noch zwei Wegstunden. Wenn Ihr aber in jedem Wirtshaus an der Straße einkehrt, dann kommt Ihr vor Abend nicht hin.“

„Ihr werdet mir wohl ansehen, Meister,“ erwiderte Künzlin, „daß ich nicht ein Schöppler bin!“

Der Possenmüller lachte: „Ich wollte Euch nur genaue Auskunft geben, Herrlein; wenn Ihr damit nicht einverstanden seid, dann hättet Ihr mich nicht aufhalten müssen.“

Ein hochbeladenes Fuhrwerk fuhr in den Hof. Vier schwere Rosse schlugen den Boden und stampften, daß die messingernen Ringe, die Zierde des Kummets und der Stolz der Gäule, klirrten und rasselten. Der Müller rief nach den Knechten und nahm dem Fuhrmann gleichzeitig die Papiere ab.

„Macht Platz!“ wandte er sich an David. Er schob den Wanderer unsanft beiseite. David schüttelte den Staub von den Füßen und ging ohne Gruß davon.

Der Uferweg führte ihn eine Zeit lang bald durch den Flußwald und bald durch Reutinnen, um nach einer guten Stunde bergauf sich windend zum Feldwege zu werden. Schon lag die Mittagshitze überm Lande, am Wetterrand standen schöne Wolkenberge. Im Schatten einer Linde ruhte David aus, aß einen Teil des gebratenen Hähnchens und dachte über sein Schicksal nach. Er blickte zu den mächtigen Nestern des Baumes hinauf und sprach: „Die Menschen begreifen mich nicht. Sie lachen mich aus, wenn ich ihnen Klage, wie ruhelos ich sei und wie mich die eigene Unruhe durch das Land treibe. Sie haben es gut, die unter der Väter Dach ihr Erbe verwalten. In der Kammer, in der sie geboren wurden, werden sie sterben. Die Hausgeister, die ihren Ahnen gedient haben, dienen heute ihnen und werden den Kindern und Kindeskindern treu bleiben. Also leben sie dahin und ver-

stehen nicht, daß ich wandern muß ohne Unterlaß!“

So war es um David Künzlin bestellt. Da er den Segen regelmäßig eingeteilter Arbeit nicht kannte, konnte er jene nicht begreifen, die am siebenten Tage sagen durften: „Heute ist Sonntag, heute wollen wir feiern; denn wir haben sechs Tage lang geschafft.“ Der Wanderer stand außerhalb der großen Ordnung und war doch allen im Wege.

David goß ein wenig Delberger in sein Reisebecherlein und trank den herben Wein in den Kummer hinein. Dann betrachtete er das Land, und die Schönheit der Gegend wurde ihm zum Troste. Aleeäcker, schnittreife Wiesen und lange Roggenfelder verkündigten die Fruchtbarkeit des Bodens. In der Ferne ragte ein starker Kirchturm über die Dächer und den Baumgarten einer schwäbischen Siedelung. Buschbewachsene Hänge und mild geformte Bergrücken verrieten den Lauf des großen Flusses. In dieser Einsamkeit und umgeben von den lieblichsten Sommerblumen vergaß David sein Leid. Er verzieh dem groben Müller und empfand Mitleid mit den Knechten, die von der Morgenfrühe bis zum Abend Säcke tragen und Korn mahlen mußten. „Was haben diese starken Männer vom Leben! Werken, schlafen, essen, trinken, um dann zu sterben, das nennen sie Leben, und ist doch nur Knechtschaft von Anfang bis zum Ende!“ So urteilte David, der Wanderer, unter der großen Feldlinde.

Ueber die Aehren trug der Wind die Stimme eines Menschen. David stand auf. Hinter dem Roggen schritt ein Paar dem Flusse zu. An der Seite eines stattlichen Mannes, dessen Bart schon ergraut war, ging ein schlankes Mädchen. Die beiden hielten von Zeit zu Zeit inne; der alte Herr schien seiner jungen Begleiterin die Gegend zu erklären; er wies nämlich mit dem Spazierstock bald dahin, bald dorthin und tat das sehr bedächtig, doch mit Sicherheit. Jetzt stieg das Paar zum Flusse hinunter. David raffte seine Sachen zusammen, dankte dem Baume für das gebotene Obdach und wandte sich ebenfalls dem Wasser zu. Als er ans Ufer kam, sah er, wie ein Kahn die beiden Spaziergänger talwärts trug; ein Knabe steuerte



das Schiff. Froh und munter setzte der Wanderer seinen Weg fort. Doch gönnte er sich Muße, untersuchte ihm unbekannt vorkommende Blumen, suchte sie zu bestimmen und schnitt bei der einen oder andern den Fruchtknoten auf, um einen Blick tun zu können in das innere Leben und den geheimen Bau der Pflanze. Was ihm neu erschien, schrieb er in das Wanderbüchlein ein. Als jenseits des Flusses ein Weiler auftauchte, setzte sich David an den Wegrand und zeichnete mit starken Strichen und geübter Hand die paar Häuschen und die stattliche Kirche ab; die Bäume machten ihm etwas Mühe, nicht weniger die stolzen Wolken, die über einem Waldrücken aufgestiegen waren. Bis tief in den Nachmittag hinein übte sich der Wanderer mit Eifer in seiner Kunst und hatte am Ende ein hübsches Bildchen geschaffen. Zufrieden steckte er das Büchlein ein und marschierte schnurstracks Stelzenburg zu, das er noch vor Abend erreichte. Nachdem er dem Stadtpolizisten den Paß und den vollen Geldbeutel gezeigt und sich damit als rechtschaffener wohlbestellter Reisender ausgewiesen hatte, stieg er die steile Hauptgasse hinan. Einen Schuhmacher, der vor der Butik die Zeitung las, fragte er, wo man gut gehalten sei. Der riet ihm das „Pöflein“ an. Das bescheidene Gasthaus stand oben am Markt; es machte einen saubern Eindruck und gefiel David wohl. Die Gaststube war hell und freundlich. Der Wirt trat aus der Schreibstube, maß den Gast nach Wirtsgewohnheit und reichte ihm die Hand. Nachdem David ein Zweierlein bestellt hatte, fragte er um ein Zimmer. Der Wirt sagte gerne zu; denn er hatte gleich gemerkt, daß der Fremde aus besserem Stande war. Er rief seiner Tochter, und als diese an einem Schiebfensterlein erschien, befahl er ihr: „Nichte dem Herrn die mittlere Kammer!“ Dann wandte er sich an David: „Ihr müßt entschuldigen, wir haben nur geblümete Anzüge, doch das Federzeug ist gut.“ „Das ist die Hauptsache,“ gab David zurück und trank mit großem Behagen den ersten Schluck. Der Wirt wünschte gute Gesundheit und empfahl sich hierauf; denn er habe noch zwei Bestellungen zu schreiben.

Der Tag schloß mit einem schönen

Abend. Das Tal lag im Schatten; ein liebliches Lüftchen strich um die Mauern, und noch lugten die fernen Höhen in die Sonne. David saß am Fenster seines Zimmers und ruhte aus. Er sah auf den Markt hinunter, wo die Stelzenburger den Feierabend genossen. Die einen schöpften aus dem Brunnen frisches Wasser für das Vieh und die Hofgärtchen; Frauen und Mädchen saßen auf den Bänklein vor den Häusern, wobei ihnen die Männer und Burschen Zeitvertreib brachten, dazu aus langen irdenen Pfeifen rauchend. Drüben vor dem Bäckerladen spielten Kinder mit einem jungen Hunde. Das Tierchen tat auf einmal einen drolligen Sprung. Die Türe des Brotladens ging auf, und der Meister begleitete ein schönes Mädchen über die Schwelle. Die Stelzenburgerin trug ein Körbchen am Arm, und als sie näher gekommen war, erkannte David in ihr jenes Mädchen, das er am Nachmittage an der Seite des alten Herrn gesehen hatte. Es mochte zwanzig Jahre alt sein, und weil die Leute das Fräulein freundlich grüßten, dachte der aufmerksame Fremdling, es könnte wohl des Pfarrers oder Ammanns, vielleicht auch eines Doktors oder Fürsprechs Tochter sein. Jetzt stand das Mädchen still, sprach mit dem Briefträger und steckte einen Brief in das Körbchen.

„Frisch gewagt ist halb gewonnen!“ dachte David, nahm sein himmelblaues Käcklein vom Bett und stieg zur Gasse hinunter. In angemessener Entfernung folgte er dem unbekanntem Fräulein, das dem Turm, der oben am Markte stand, zuschritt. Auf einmal bog es von der breiten Straße ab und ging durch ein hohes Gartentor und über einen sauber gejäteten Vorgarten auf ein stattliches Herrschaftshaus zu, in dem es, ohne sich umzuschauen, verschwand. „Ei, welch schöner Sitz,“ sprach David zu sich selbst, „so etwas ließe ich mir auch gefallen!“ Wie Kaleb, der Rundschafter einer, das gelobte Land betrachtet haben mochte, so erforschte David jetzt die nähere Umgebung des Hauses und fand einen kleinen Weg, der dem Garten entlang führte und von diesem durch einen schön geschnittenen Lebhag getrennt war, während auf der anderen Seite die Stadtmauer stand. So konnte

der Fremdling unbeachtet zwischen Hecke und Mauer einen kleinen Abendspaziergang machen, wobei er einen Winkel entdeckte, der dem geheimen Kundschafter einen Blick in das umfriedete Besitztum erlaubte. Ein Holunderstrauch bot sichere Deckung. Hier verweilte David ein wenig. Er guckte über den Lebhag und sah, wie in runden Beetchen die Bubenrosen prangten und dunkle Schwertlilien einen Kranz bildeten um schlanke Ilgen. Ein schmales Weglein leitete zum Gemüsegarten hinüber. An hohen Stangen kletterten Bohnen in die Höhe; die weißen Blüten versprachen reiche Ernte. Wie sorgfältig gepflegt stand dort das Mangoldkraut neben gut geratenen Kohlräbchen und zartem Salat! Rabis und Blumenkohl, Randen und Gurken, Sellerie und Rübchen verrieten, daß hier eine kundige Hand an der Arbeit war. Davon zeugte auch das Unkraut, das auf einem feisten Miststößlein sein Ende gefunden hatte. Jetzt kam jemand hinter dem Hause hervor. David schlüpfte aus dem Versteck, duckte sich und schlich leise davon. Bald hernach saß er wieder in seinem Zimmer, wo er die Dunkelheit erwartete.

Im Garten des „Zedernbaumes“ lustwandelten Arm in Arm Herr Jeremias Raschle und dessen Nichte, Sabinchen Mayenfisch. Sie hatten heute eine schöne Wanderung gemacht und sprachen jetzt über das Geschaute; am meisten Freude hatte ihnen die Heimfahrt auf dem Flusse bereitet. Herr Raschle liebte es, sich das Leben so angenehm zu gestalten, als es ihm seine Mittel erlaubten. Wohlhabend nannte er sich, reich kam ihm zu wenig vornehm vor. Er besaß das kostbare Talent, Maß und Ziel in allen Dingen, also auch im Verbrauchen, halten zu können. Die Zinsen seines ansehnlichen Vermögens, an dem kein Makel klebte, ließen ihn einen ruhigen Lebensabend genießen. In Kairo hatte er es durch Fleiß und Treue in jungen Jahren vom einfachen Angestellten zum Vollmachtträger des großen Handelshauses Fridolin Tschudy gebracht. Er heiratete dann die Tochter Anita seines Prinzipals, der ihm schließlich das ganze Geschäft anvertraute. Als der Herr Schwiegervater starb, fiel das große Vermögen dem jungen Paare zu. Das Geld

war damit in gute Hände gekommen. Herr Jeremias verstand das Erbe zu mehreren und brachte durch Umsicht, Klugheit und Tatkraft das Haus Raschle, vormals Fridolin Tschudy zu hoher Blüte. In alle Welt hinaus lieferte er bunte Tücher, türkische Teppiche und arabische Treibarbeit. Seine Karawanen durchzogen die Wüste, reisten nach Bagdad und Damaskus, Chartum und Abyssinien. Mit Hochachtung sprach man im Abendland von den gesunden Grundsätzen, nach denen Herr Jeremias das Geschäft zu leiten bestrebt war. Nach dreißigjähriger Ehe ging Frau Anita zur ewigen Ruhe ein. Da zog es den kinderlosen Witwer heimwärts. Die schönsten Palmenwälder, das Meer und alle Schätze des Morgenlandes vermochten nicht mehr, ihn zurückzuhalten. Nach einer Abschiedsreise auf den Libanon und an den See Genezareth bestieg der Einsame ein Schiff und verließ für immer die Stätte rastloser Arbeit.

So war Herr Jeremias nach Stelzenburg gekommen. Ein Freund hatte für ihn das ehemalige Baronenhaus erworben, das nun zur Erinnerung an den Libanon den Namen „Zedernbaum“ erhielt. Als stiller Teilhaber verfolgte der alte Herr auch von der Heimat aus das Gedeihen seines Geschäftes, dessen Leitung jetzt in der Hand eines strebsamen jungen Kaufmanns lag und unter der Firma Raschle & Trümpi so fest stand, daß sogar die englische Konkurrenz sich vor ihm fürchtete.

Das schöne Mädchen, das neben Herrn Jeremias ging, besorgte das Hauswesen im „Zedernbaum“. Es hatte schon in frühen Jahren Vater und Mutter verloren. So stand Sabinchen allein in der Welt und hatte deshalb mit Freuden der Einladung des reichen Onkels Folge geleistet, als dieser die Nichte gebeten, in sein Haus zu kommen. Das sollte auch Sabinas Glück sein; denn als vor etwa einem Jahre Herr Theodor Trümpi, der Kompagnon des Herrn Raschle, in die Schweiz gekommen war, um mit dem erfahrenen Chef über die Aufnahme des Mattkohandels in das Geschäft zu beraten und sich ein wenig Ferien zu gönnen, hatte der junge Mann einen so starken Eindruck auf Sabina gemacht, daß sie ihm ihre Liebe schenkte, wofür sie einen gol-

denen Ring als Gegenpfand empfangen durfte.

Heute hatte Sabinchen einen Brief aus dem Morgenlande bekommen; den nahm es hervor, als sich Herr Jeremias, des Hin- und Herwandeln müde, in einer Laube niederließ, um in der Abendkühle noch ein wenig zu rauchen und ein Glas Wein zu trinken.

„Was schreibt der Theodor?“ fragte Herr Jeremias; der alte Herr dachte nicht daran, daß Liebesbriefe, selbst wenn ein Kompagnon sie schreibt, zu den geheimen Brieffschaften gehören. Uebrigens wußte er, daß Trümpi zu sehr Kaufmann war, um selbst in Briefen an die Braut von der Wirklichkeit, das heißt vom Geschäfte, allzuweit abkommen zu können. Das wußte auch die Nichte, und sie las:

„Liebes Sabinchen! Ich danke Dir herzlich für Deinen Brief vom fünften Maien. Da er mehrere Böglein umfaßt, konnte ich ihn auf's erste Mal nicht fertig lesen. Ich war an dem Tage, da er mich erreichte, so sehr mit geschäftlichen Dingen überlastet, daß ich ihn erst am andern Abend wirklich genießen konnte. Ich las ihn dann aber mit besonderem Vergnügen; denn ich hatte einige gute Abschlüsse hinter mir. Uebrigens wird der Herr Oheim durch die Leuen-Bank von unserm Erfolge Kenntnis erhalten. Daß Du Dich auf die Hochzeit freust, verstehe ich gut. Ich bin sicher, daß Du Dich schnell an die hierorts herrschende Lebensweise gewöhnen wirst. Antwortlich Deiner Anfrage wegen der Möbel diene Dir, daß sich solche zum größten Teil schon hier befinden; sie stammen aus dem Nachlasse der Frau Tante Anita selig. Sie sind noch sehr schön. Nur den großen Eßtisch muß ich ein wenig aufrüsten lassen. Der Lack scheint nicht gut gewesen zu sein; es schimmern an verschiedenen Stellen graue Flecken durch die Politur. Zu wissen, daß unsere gegenseitige Liebe stets fester wird, verschafft mir großes Vertrauen. Ich denke jeden Tag an Dich, und mit der nächsten Post an den Herrn Oheim geht auch ein Brieflein an Dich ab, das ein kleines Gedicht enthält. Ich hätte dieses jezt schon gesandt, allein ich bin noch nicht dazu gekommen, es zu kopieren. Sage doch Deinem Herrn Oheim, daß ich

ihm mit meinem Nächsten auch die Abrechnung für das erste Halbjahr in duplo übermitteln werde; er werde sehen, daß die Spekulation mit dem Makko einträglicher sich gestalte, als wir erwartet hätten. Meine Reise nach Damaskus ist glücklich verlaufen. Ich habe dort vorteilhaft eingekauft, was Du Deinem Herrn Oheim ebenfalls sagen kannst. Sage ihm auch, der alte Vittorio Udreani lasse ihn grüßen; er weilt zurzeit in Alexandrien und wird nächstes Jahr nach Bergamo zurückkehren, wo er privatisieren will. Auf der Heimreise konnte ich unter vorteilhaften Umständen einen sehr kostbaren Ring kaufen. Ich sah ihn, als ich durch den Basar ging, am Finger einer jungen Tänzerin und verlangte ihn näher betrachten zu können. Er gefiel mir sofort, und ich versprach dem Mädchen zehn Ellen Glarnertuch, worauf es den Ring abstreifte und mir überließ, doch nicht, ohne ihn nochmals gegen die Sonne gehalten zu haben. Es kam dann, von einem alten Araber begleitet, mit mir zu unserer Karawane; hier wurde das Tuch ausgemessen, der Tausch nach allen Regeln des Basars vollzogen. Die Tänzerin wand das bunte Zeug mit anmutiger Bewegung um die Hüften und begann zu tanzen. Sie sang ein lustiges Liedlein, in das sich das Klirren und Rasseln ihres schweren Silberschmuckes mischte. Ich klatschte und verneigte mich. So wußte das Mädchen, daß sein Tanz mir gefiel. Der Alte bot mir die Tänzerin zum Kaufe an, was dieser selbstverständlich ersah. Sie war ganz erstaunt, als ich erklärte, ein Christ handle nicht mit Menschen. Und weißt Du, was der Alte antwortete? ‚Wahrlich, eine gläubige Sklavin ist besser denn eine freie Heidin!‘ sprach er, und gleich darauf fing die Tänzerin an, fromme Sprüche herzusagen. Ich lobte sie auch dafür. Dann nahm ich Abschied, weil die Sonne zu sinken begann und sich der Basar zum Gebete rüstete. Der Ring ist etwa zweihundert Schweizerfranken wert und wird Dir sicher große Freude bereiten. Er ist zwar ein wenig breit; doch breite Ringe sind hier üblich. Er besteht aus zwei springenden Gazellen in feinstem Gold. Deshalb ist das Stück schwer. Tiefrote Edelsteinchen stellen die Augen der Tier-



chen dar, und den obern Rand des Ringes deckt ein arabisches Sprüchlein, das lautet auf deutsch ungefähr so: ‚Ich habe von dir, o schlanke Gazelle, geträumt in der Nacht; am Tage schuf ich in Gold zwiefach das Bild meines Traumes.‘ Am untern Rand ist zu lesen: ‚Allah, o Allah, vergib, daß ich aus kostbarem Gold geschaffen habe ein Bild, vergessend dein hohes Gebot; doch schaue die Liebe in dem, was schluchzend ein Liebender schuf!‘ So bittet der gläubige Goldschmied Allah um Verzeihung; denn es ist dem Moslem verboten, Menschen und Tiere nachzubilden. Doch er hat es fest gewagt, seine Geliebte als Gazelle darzustellen, und hofft deshalb Gnade zu finden vor seinem Gott. Du mußt aber auch wissen, daß im Morgenland ein schönes Mädchen mit der Gazelle, einer Art Reh oder Ziege, verglichen wird, wie man in der Schweiz zum Beispiel ‚Engeli‘ sagt oder ‚liebes Schächli‘. Ich habe oben schon von dem Maffogeschäft geschrieben. Beinahe hätte ich vergessen, zu berichten, daß es mir gelungen ist, durch geschicktes Angebot die Konkurrenz zu schlagen. Dein Herr Oheim hätte das dumme Gesicht des jungen Joël Star sehen sollen . . .“

Herr Jeremias Raschle erhob die Hand und erklärte zufrieden: „Er ist doch ein scharmanter Mensch, dein Bräutigam! Es gefällt mir ganz besonders, daß er auch dich nach und nach in den Handel einführt. Immer denkt er an das Geschäft, und wie gut versteht er es, das in seinen Briefen zu tun! Solche Schreiben haben noch Wert; sie sind nicht mit einem Süßholztengel geschrieben, und anstatt der Schwäblein und Bergißmeinnicht oben und unten, rechts und links zieren sie klare Ansichten und vernünftiger Sinn. Es ist eine Lust, sagen zu dürfen: ‚Theodor Trümpp, mein Kompagnon!‘“

Sabinchen las den Brief zu Ende; er war in der Tat ein sonderbares Gemisch von Liebe, Handel und Geschäft. Bald war von Herzensangelegenheiten die Rede, bald von Garnpreisen und neuen Spekulationen.

Es war dunkel geworden. Das Mädchen legte den Brief in den Schoß und horchte den Worten des alten Herrn. Der sprach jetzt von einem neuen Geo-

graphiebuch, das er sich aus Basel haben kommen lassen. Seit Herr Jeremias im Ruhestande lebte, widmete er sich mit Vorliebe der Länderkunde. Ueber Atlanten und vor einem teuren Globus, den ein astronomisches Uhrwerk trieb, verbrachte er studierend viele Stunden. Er wußte genau, wo wertvolle Rohstoffe in den Handel gebracht werden, und seine Sprachenkenntnisse ermöglichten ihm die richtige Aussprache der fremden Namen. Er kannte auch alle Schiffahrtslinien und machte in Gedanken die größten Reisen, wobei er eine gesunde Phantasie entwickelte. „Reiche Kenntnisse in der Geographie,“ sprach jetzt Herr Jeremias, „fördern den Weitblick und regen zu Vergleichen an. Wenn der Mensch reisen will, soll er es mit Verstand tun; nicht an den Wolken darf sein Blick hangen. Grad aus, nach links und nach rechts muß er schauen. Hier sieht er eine Fabrik, dort eine Werkstätte, hier einen schönen Bau, dort einen Steinbruch. Wir fragen den Boten, wohin er mit seiner Ladung fahre, wir fragen den Holzfloßer, was das Holz heute gelte. Mit dem Fremden reden wir über die Staatseinrichtungen und Regierungen seines Vaterlandes. So lernen wir Vorteile und Mängel des eigenen Landes beurteilen.“

Sabina hatte während dieser Rede die Gläser von neuem gefüllt. Sie lehnte sich jetzt an das Gitterwerk der Laube und dachte an den schönen Ring. Ein braunes wildes Mädchen hatte ihn bisher getragen; weiß Gott, wo der Goldschmied, der ihn geschaffen, jetzt weilt! Unter den vielen Millionen Menschen war gerade sie, die Sabina Mayenfisch in Stelzenburg, ausersehen worden, Erbin der goldenen Gazellen zu sein. „Am Tage schuf ich in Gold das zwiefache Bild meines Traumes.“ Sabina wiederholte das arabische Ringsprüchlein einmal, zweimal und beim dritten Male fielen ihr die Augen zu. Leise ging ihr Atem, und ihre Hände hielten lose den Brief aus dem Morgenland.

Tiefe Stille lag über dem Garten. Herr Jeremias schlürfte mit Behagen den Wein, freute sich ob der Schönheit des schlummernden Mädchens und versank allmählich in Betrachtungen über sein



jeziges Leben. Von den Gemüsebeeten her wehte der Nachtwind den würzigen Duft der Küchenkräuter. Die Fenster des Hauses waren weit geöffnet, und das Licht des Mondes füllte die Zimmer. Der alte Herr dachte über die Geschichte des „Zedernbaumes“ nach. Der Ortspräsident hatte ihm vor einigen Wochen die ehemaligen Besitzer des Hauses aufgezählt. Es wurde erbaut von den Baronen von Schönau und hieß deshalb das Baronenhaus. Die Schönauer verkauften es den Herren von Hahnberg und zogen in die Stadt. Nach etlichen Jahrzehnten starben die Hahnberger aus; ihnen folgten als Erben die von Boppard zu Burgheim; nach zwei Generationen erlosch auch das letzte Auge dieses Geschlechtes. Da fiel das Besitztum auf erbrechtlichem Wege den Baronen von Zons-de Rochat zu. Mit diesen zogen schwere Tage in das Haus. Durch Spekulationen mit schwachen Papieren und stehender Ernte in Südamerika kamen die Zons-de Rochat um das ganze Vermögen, und Herr Georg mußte den Sitz um eine Handvoll Vinsen verkaufen. Er verließ das Land und litt bis zu seinem frühen Tode Hunger und Not. Der Erlös aus eigenen, schlecht und recht gemalten Bildern genügte nicht zum Unterhalt der gut gewöhnten Familie. Ein Makler erstand das Baronenhaus und ließ sich darin als Geyer von Spirenburg nieder. Unredliche Geschäfte brachten ihn mit den Gesetzen in Widerspruch. Nach Vernichtung aller Bücher und der schwerbesiegelten, falschen Adelsbriefe verduftete der Geyer und schwamm bereits auf dem Weltmeer, als das Amt begann ihn zu suchen. Nach etlichen Monaten traf aus Amerika ein Hohnbrieflein ein, in dem der Schwindler schrieb, er sitze am Ufer des Ohio und freue sich des Lebens. Lange Zeit blieb das Haus leer, und das vergoldete „Spirenburg“ über dem Portal verblaßte. Schließlich kam der Sitz im Auftrag der Zinsgläubiger unter den Hammer und wurde dem Vollmachtträger des Herrn Jeremias Raschle zugeschlagen.

So war Herr Jeremias, der ehrenwerte Kaufmann, Besitzer des Baronenhauses geworden. Wer mochte nach ihm

kommen? Darüber sann er jezt nach. Als sein Blick auf das schlafende Mädchen fiel, fand er: „Das Beste wäre wohl, wenn ich den ‚Zedernbaum‘ dem tüchtigen Trümpy vermachen würde. Hier könnten Theodor und Sabinchen sich dereinst zur Ruhe setzen. So bleibe der Sitz in der Familie; gebe Gott, daß sie nicht aussterbe!“

In diesen Wunsch hinein trug der Wind auf einmal einen vollen Akkord. Herr Jeremias horchte erstaunt auf. Da begann eine wohlklingende Stimme zu singen:

Vor deinen Garten bin ich gekommen;  
Still ist die Stunde,  
In weiter Runde  
Bin ich allein.  
Hab dich gesehen  
Im Abend gehen,  
Schönes Fräulein!

Jezt wechselte der unsichtbare Sänger die Melodie und sang den zweiten Vers:

Bernimm, du Schöne, meinen Gesang:  
Aus dunkler Ferne  
Nahen die Sterne  
In himmlischer Pracht.  
Allen hienieden  
Verheißten sie Frieden  
In heiliger Nacht.

So diente David Rünzlin, der Wanderer, dem ihm wildfremden Fräulein. Er stand unter dem Holunderstrauch und schaute unverwandt über den Lebhag. Weiß schimmerte das Haus aus dem Garten. Es war nichts zu hören als das Plätschern eines Brunnens. Der Wind versing sich in den Gardinen der hohen Fenster und gewährte dem Fremdling einen Blick in vornehme Räume. Da entdeckte David an einer hellbeschienenen Wand das Porträt einer Dame, die eine kühn aufgebaute, blendend weiße Perücke trug. Das Bild ergriff den Sänger derart, daß er nicht wagte, den dritten Vers des Liebesliedes zu singen. Er vermutete in der schönen Dame eine Vorfahrin des ebenso schönen Fräuleins.

Herr Jeremias näherte sich unterdessen leise der Hecke. Er mußte sich etwas ducken; ungesehen wollte er sich an den unbekanntem Sänger heranmachen. Ein dichter Busch schützte ihn. Als er sich ein wenig aufrichtete, knackte ein Zweiglein. Die Folge davon war, daß David aus der stillen Anbetung des Bildes erwachte.



Ferdinand Hodler.

Flieder.

Phot. R. Piper & Co., Verlag, München.



Er drückte sich noch tiefer in den Schatten des Holunders. Doch alles blieb ruhig wie zuvor. Sachte trat David wieder aus dem Busch. Herr Jeremias konnte jetzt den Jüngling sehen und dachte bei sich: „Nur Geduld, du sonderbarer Nachtvogel! Hab ich dich einmal an den Klättchen, dann hab ich dich bald im Käfig!“

David war durch den Zwischenfall nur noch lecker geworden. Er fragte sich, was er wohl getan hätte, wenn ihn der Vater des Mädchens erwischte und die Mutter des Fräuleins überrascht hätten. „Noch einen Vers gesungen!“ antwortete er sich selbst. Er strich über die Saiten der Gitarre und sang aus dem Stegreif:

Still, still, der Vater!  
Still, still, die Mutter!  
Sie kommen gegangen:  
Was soll ich anfangen,  
Ich armer Knab!  
Was kaum erkoren,  
Geht so verloren

Drei Stund vor Tag — Drei Stund vor Tag.

Jetzt erhob sich Herr Jeremias, den singenden Nachtvogel zu fangen. Er schaute über die Hecke und stand vor David gleich einem Schachhüter vor dem Schachgräber. „Sie fragen die Nacht, was Sie anfangen sollen,“ sprach Herr Jeremias; „ich gebe Ihnen den guten Rat: Gehen Sie ins Bett! Mit Ihrem Gesange, der zwar nicht so übel klingt, wecken Sie Hund und Katz, scheuchen Sie die Hühner auf und stören Sie die öffentliche Ruhe. Wie, wenn jene, die Sie in Sang und Saitenspiel preisen, mit kaltem Wasser danken würde?“

Beschämt stand David da; doch die Art und Weise, wie der Mann hinterm Lebhag zu ihm sprach, gab ihm den Mut zu antworten: „Verzeihen Sie mir, Herr, wenn ich erwidere. Zu solch schönem Dank scheint mir das Fräulein dem ich singe, zu gut zu sein.“ Worauf Herr Jeremias sprach: „Ihre Entschuldigung will zugleich ein artiges Kompliment sein. Kommen Sie ein bißchen näher. Troubadoure müssen tapfer sein, selbst dann noch, wenn sie erwischet werden. Ich bin zwar nicht der Vater der Angelegenen; aber da diese meiner Obhut anvertraut ist, muß ich wissen, wer meiner Nichte in später Nacht den Hof macht.“

David trat aus dem Schatten des Holunders, verbeugte sich, schwang das Käppchen und nannte seinen Namen. Und als er die Frage, ob er Student sei, verneinte, betrachtete ihn Herr Jeremias noch einmal und sagte: „Dann sind Sie wohl Sänger oder Schauspieler?“

„Keins von beidem,“ gab David zurück. „Wohl verstehe ich etwas von der Musik und singe gern meine eigenen Lieder. Zum Schauspieler fehlen mir Talent, Pose und Gelock. Ich habe keinen festen Beruf, bin weder Kommiss noch Kanzlist, weder Schreiber noch Maler!“

„Haben Sie denn nichts gelernt,“ fragte erstaunt Herr Jeremias; „zum Kuckuck, etwas muß ein Mensch doch sein!“

David sah zu Boden: „Die drei Landessprachen, Herr, sind mir geläufig; Latein und Griechisch lernte ich mit Leichtigkeit. So trage ich auch ein Bündelchen Schulweisheit mit mir. Allein ich kann es nicht verwerten. Voll Unruh wandere ich ziellos durch das Land. Mir fehlt der Boden, darin ich festwachsen könnte, mir mangelt die Kraft, Wurzel zu fassen!“

Herr Jeremias Raschle schüttelte den Kopf. Er war schon weit herumgekommen, hatte viele Menschen kennen gelernt, Christen, Juden und Heiden, aber keinen von der Art dieses Jünglings. „Mangelt die Kraft,“ wiederholte der alte Herr in sich, „dann fehlt wohl auch der Wille zur Kraft.“ Er dachte an den fernen Trümpy, der in Damaskus so vorteilhaft eingekauft hatte: „Es kann eben nicht lauter Trümpy geben auf dieser Welt.“ Wohl schien dieser Fremdling Künzlin gute Anlagen zu einem reisenden Kaufmann zu haben. Doch just ein solcher braucht zähen Willen; sein Liebeslied soll ein Lobgesang sein auf die gute Ware seines Hauses.

„Ich muß gestehen,“ wandte sich Herr Jeremias wieder an David: „Sie kommen mir vor wie eine Märchenfigur. Und noch eines, mein später Ritter, woher wissen Sie, daß im ‚Zedernbaum‘ ein schönes Mädchen wohnt?“

„Verzeihen Sie, Herr,“ antwortete David, „wer immer wandert und jeden



Tag andere Menschen sieht, weiß bald, daß es im großen Garten Gottes schöne und weniger schöne Blumen gibt. An den schönen Blumen hat ein jeder seine Freude; sie mehren die Lust zu leben, und ihr Anblick ergötzt das Auge, besonders dann, wenn sie auf einmal vor einem erblühen. So ist es mir mit dem Fräulein gegangen. Ich sah heute draußen im Felde unter einem Baum. Da sah ich Sie und die junge Dame die Aeder entlang spazieren; hernach fuhren Sie den Fluß hinunter. Ich wanderte dem Wasser nach und kam in dieses Städtchen. Im ‚Pöflein‘ habe ich Quartier genommen. Als ich am Abend zum Fenster hinausschaute, sah ich zu meiner Freude das Fräulein über den Markt gehen. Es sprach mit dem Briefträger, wobei ich Zeit fand, es näher zu betrachten. Es gefiel mir, und ich entschloß mich, nachzuforschen, wo es wohne. Ich folgte ihm, und so entdeckte ich das Haus zum Zedernbaum und diesen verlorenen Winkel. Als es dunkel geworden war, zog es mich mit Gewalt unter diesen Holunderbaum. Blumen in den Garten zu werfen, hielt ich für unnütz, deshalb habe ich Zuflucht zum Gesang genommen.“

Dem alten Herrn gefiel das Geständnis des Fremdlings, und er sprach: „Weil Sie mir ehrlich Red und Antwort gegeben haben, steht Ihnen mein Garten offen. Dort oben ist das Törlein.“

Die beiden gingen, nur getrennt durch den Lebhag, dem kleinen Eingang zu.

„Sie müssen leise gehen,“ belehrte Herr Jeremias den Gast, „und recht vorsichtig ins Gartenhäuschen treten; denn die Dame sitzt drinnen und schläft!“ Und während er das Törchen aufklickte, sprach er: „Verlieben Sie sich nicht zu sehr, denn sie ist verlobt!“

„Wenn dem so ist, will ich wieder umkehren,“ erwiderte David.

„Das wäre nicht der beste Dank für meine Einladung und Rücksicht,“ gab Herr Jeremias zurück; „ich habe Ihnen meinen Garten geöffnet; da hat niemand etwas dagegen zu sagen. Übrigens ist kein eifersüchtiger Bräutigam in der Nähe. Der Auserwählte meiner Nichte“ — bei diesen Worten trat David in den Garten — „der Geliebte, sage ich, wohnt

in Kairo.“ Sorgfältig schloß Herr Jeremias das Törlein und fuhr dann fort, während er David auf Umwegen zum Gartenhäuschen führte: „Er ist ein tüchtiger Kaufmann und mein Kompagnon. Ich hätte keinen würdigeren in mein Geschäft aufnehmen können. Trümpy ist sein Name; ein einfacher Bursche war er, heute ist er Hans im Glück. Was er beginnt, gelingt. Als Lohn für seine Treue bekommt er meine Nichte zur Gattin. Er liebt sie, und sie hat ihn gern!“

Jetzt standen die beiden vor der Laube; behutsam traten sie ein. Das Licht der hellen Nacht umgab die Schlummernde.

„Sie ist schön,“ flüsterte David Herrn Jeremias zu, und als sie sich geseht hatten, betrachtete er die Unbekannte und dachte: „Das schönste Lied ist für dich kaum gut genug!“ Der alte Herr gab dem verliebten Gaste einen kleinen Stupf, schob ihm Sabinchens Glas hin und füllte es bis an den Rand. Leise sprach er dabei: „Ich hab’ kein drittes Glas hier. Sie müssen mit diesem vorlieb nehmen!“

„Ich möchte gar kein anderes,“ dankte David.

Nachdem sie sich zugetrunken hatten, deutete Herr Jeremias auf die weißen Bogen in Sabinchens Händen: „Das ist der Brief, den sie heute erhalten hat. Eine Characterschrift vom ersten bis zum letzten Buchstaben!“ Scharf hoben sich große, starke Züge vom weißen Grunde ab. Man sah der Schrift schon von weitem an, daß der, welcher sie schrieb, wußte, was er sagen wollte und Vertrauen in sich selbst hatte.

Herr Jeremias fand es jetzt ratsam, Sabinchen zu wecken. Er legte der Schlafenden die Hand auf die Schulter: „Kind, schläfst du so fest?“

Das Mädchen schlug die Augen auf und fuhr erschrocken zusammen. Aber Herr Jeremias war schon bereit, die Nichte zu beruhigen, und sprach: „Mußt nicht erschrecken, Sabinchen; wir haben Besuch bekommen. Herr David Künzlin — Fräulein Sabina Mayenfisch.“

David war aufgestanden und verneigte sich.

Noch zögernd erwiderte das Fräulein den Gruß des Fremdlings; dann be-

trachtete es diesen und sprach: „Mir ist, als hätte ich den Herrn heute schon gesehen, im ‚Pöflein‘, oben am dritten Fenster. Wie kommen Sie in meines Oheims Garten?“

„Fräulein,“ begann David, „als ich zu jenem Fenster hinausschaute, sah ich Sie über den Markt gehen. Weil alle Leute Sie so ehrerbietig grüßten, wollte auch ich, der Fremde, Ihnen meine Ergebenheit beweisen. Ihr Herr Oheim hat mich ertappt, als ich hinter der Hecke ein Lied sang. Ich wollte Ihnen eine Freude bereiten.“

„Wahrhaftig,“ entgegnete Sabinchen, „es klang eine Melodie in meinen Schlaf, die war so schön, daß ich nicht wagte, die Augen zu öffnen. Im Gegenteil, sie führte mich in tiefen Schlummer. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!“

David wurde es bei diesen Worten warm ums Herz; Sabinchen legte die Briefbogen auf den Tisch und suchte nach dem Glase; sie sah es vor dem Gaste stehen. Das Mädchen zog erstaunt die Hand zurück. „Was will denn diese Nacht von mir,“ dachte es; „da kommt auf einmal, weiß Gott von wo, ein wildfremder Mensch daher, singt ein Lied vor meinem Garten und trinkt hernach aus meinem Glase!“

Herr Jeremias hatte des Mädchens Gedanken erraten und sprach: „Trink mit mir, Sabinchen; ich mußte unserm Gaste doch ein wenig Wein anbieten; da ich nichts anderes bei der Hand hatte, gab ich ihm dein Glas. Für dich ist das kein Unglück, für den jungen Herrn vielleicht gar ein bescheidenes Glück. Weil die Nacht so schön ist und es wohl lange genug gehen wird, bis wir wieder so unerwarteten Besuch erhalten, wollen wir noch ein Stündchen beieinandersitzen. Unser Freund hat wohl die Güte, uns zu erzählen, woher er kommt und wohin er geht.“

David stellte die Gitarre in eine Ecke und begann:

„Sie haben mich so liebenswürdig aufgenommen, als wäre ich ein alter Bekannter; deshalb erfülle ich Ihren Wunsch gerne... Meine Eltern sind schon längst gestorben; die Mutter verlor ich zuerst, bald darauf verunglückte der Vater. Auf der

Jagd strauchelte er, die eigene Kugel brachte ihm den Tod. Er war ein sehr geachteter Staatsbeamter im Thuramte. In der kleinen Hauptstadt jenes Bezirkes verlebte ich meine ersten Kinderjahre. Als die Eltern starben, war ich gut zehn Jahre alt. Die Verwandten väterlicherseits setzten es durch, daß das Haus, das von Rechts wegen mir, dem unmündigen Bürschchen, zugefallen war, auf die Gant kam. Was Wunder! Denn der Oberamtmann steht mit sieben von zehn Bettern du auf du und sitzt mit den übrigen drei in vier Vereinsvorständen. Er entsprach also ihrem Wunsche, und alle zusammen versicherten sich gegenseitig, daß es sich um nichts weniger handle als um die Sicherung meiner Zukunft. Deshalb müsse zu Geld gemacht werden, was große Verwaltungskosten schaffen könnte. So teilten sich die Besorgten in die Arbeit. Die Basen nahmen die Kleider meiner Mutter aus den Kasten und das Leinenzeug aus den Truhen, nicht ohne zu rühmen, wie die Verstorbene zu all den Dingen Sorge getragen habe. So kamen sie billig zu guttüchernen und seidnenen Umläufen, schönen Tischtüchern und wackern Leintüchern und vergaßen auch nicht den Schmuck, der sie stets an die Tote erinnern sollte. Die Bettern nahmen Vaters Hosen, Röcke und Mäntel und fanden Gefallen an den guten Schuhen, schönen Halsbinden und kostbaren Hüten. Einer hängte sich die teure Flinte und das scharfe Fernrohr um; ein anderer gab den vornehmen Handstock nicht mehr aus der Hand, ein dritter schob die goldene Sackuhr in die Westentasche, und alle versicherten, der Gegenwert bestehe darin, daß sie den trefflichen Mann nie vergessen würden. Der älteste der Bettern drückte mir großmütig einen äbtischen Taler in die Hand. Das Haus erstand ein Bruder des Vaters. Er richtete darin eine Wirtschaft ein und ist heute sich selbst der beste Gast. Ein anderer Bruder, der zum zweiten Male zu heiraten dachte, fuhr mit Betten und Tischen, Kasten und Stühlen davon und lenkte das Rößlein vom erganteten Ruhbett aus. Das Silbergeschirr und etliche Schützenbecher, die mein Vater herausgeschossen hatte, nahm der Oberamtmann mit sich und versprach,

den Wert in die Sportelrechnung stellen zu wollen. Ich kam zu einem Freunde meines Vaters. Als er, ein ehrlicher Mann, die Abrechnung über die Erbgeschichte erhielt, um sie als mein Vormund zu unterzeichnen, schlug er mit der Faust auf den Tisch und sprach in gerechtem Zorn: „Das konnten nur Verwandte zustande bringen!“ Er erklärte mir, daß die Bettern und Basen mich hintergangen und es verstanden hätten, sich reichlich mit Andenken an die Eltern selig zu versehen. Dem Sachverwalter schrieb er, es sei traurig, daß die Rechte eines Kindes nicht besser gewahrt worden seien. Von neuem müsse er einsehen, daß es Geseze gebe, die mit dem Hans eines gemein hätten: man könne beide nach Herzenslust drehen. Es kam sogar noch zum Prozeß, den mein Vormund verlor. Die Bettern und Basen lobten das weise Urteil und mußten selbst eingestehen, sie seien von jeher rechtschaffene Leute gewesen.“

Herr Jeremias erhob die Rechte und sprach: „Im Morgenlande traf ich einst einen türkischen Kaufmann und fragte ihn: ‚Sage mir, mein guter Freund, wie geht es dir?‘ Der Türke verbeugte sich und antwortete: ‚Ich danke dir, mein hocharhabener Gönner! Wie es um mich stehe? Ich bin durch die Liebe und Aufmerksamkeit meiner Verwandtschaft um Hab und Gut gekommen. Mein letztes Kamel, würdig, den Propheten zu tragen, habe ich verkaufen müssen, um meinen Fürsprecher bezahlen zu können. Wenn der Himmel den Menschen prüfen will, umgibt er ihn mit einer großen Verwandtschaft!‘ Erzählen Sie weiter!“

David fuhr fort:

„Im Hause meines Vormundes verlebte ich zufrieden meine Jugendzeit; denn es mangelte mir nichts. Das mir widerfahrene Unrecht hatte ich bald vergessen. Ich durfte die Lateinschule besuchen und zog hernach als Student der Philosophie zur Hochschule. In der Freiheit, mitten unter fremden Menschen, erwachte in mir auf einmal der durch die Kraft meines Erziehers lang zurückgehaltene Drang, durch die Welt zu ziehen, irgendwohin, irgendeinem Ziel entgegen, das ich heute so wenig wie damals kenne.

Ich kämpfte gegen mich selbst, soviel ich vermochte. Ich sah nicht mehr zum Fenster hinaus, weil ich die Ferne fürchtete, und wollte im Studieren die Sehnsucht überwinden. Aber die Vögel auf dem Gesimse, der Sonnengruß an der Wand, der Wind in den Bäumen, die Wolken hoch über dem Münster — zu Strahburg war es, Fräulein — sie alle, alle lockten mich hinaus. Und eines Tages war es aus und fertig mit meinem Widerstand, die Kraft verließ mich. Ich packte Bücher und Kleider in den Koffer, schrieb meinem Vormund einen erklärenden Brief und bat ihn darin um Verzeihung. Ich vertraute ihm die Verwaltung meines bescheidenen Vermögens an und begann zu wandern. So ziehe ich ohne Rast und Ruh durchs Land. Heute schlafe ich hier, morgen dort. Wälder, Wiesen und Seen laden mich zum Verweilen ein; aber in den Wäldern springen Quellen, durch die Wiesen eilen Bäche, dem See entströmt der breite Fluß. Ueber das Land fahren Wolken; alles, was fliehet und wandert, gleitet und segelt, hat Gewalt über mich. Ich komme in ein Tal, das ich noch nie betreten habe. Wie sonderbar: mir ist, als hätte ich es vor langer, langer Zeit schon einmal durchgemessen. Ich schreite durch einen Wald, den ich noch nie gesehen, und dennoch grüßen mich die Bäume, als hätte ich schon, Gott weiß wann, in ihrem Schatten gelegen! Ich höre Glocken läuten und eile hin, den Turm zu schauen. Habe ich ihn nicht schon einmal gesehen? Ist mir der Sigrift nicht schon begegnet — Wo? Wann? Und ich wandere weiter und suche das, was schon in meiner Kindheit mir den Schlaf versüßte und immer wieder vor mir sich auftut: jene stille, liebliche Landschaft, in der meine Seele verweilt, wenn der Leib schläft. Ein blauer Strom treibt sanft dahin. Mächtige Dämme begleiten ihn; sie sind mit Gras und Feldblumen bewachsen, und hinter ihnen dehnen sich weite, fette Triften. Eine Brücke, aus roten Quadern gefügt, ein Werk von ungestörter Regelmäßigkeit, schwingt sich über den Strom. Ich sehe mich selbst an der Brüstung lehnen und hinunterschauen in das Wasser, das mir entgegenfliehet und in großen



Kreisen unter dem Bogen verschwindet. Stromaufwärts wandert der Blick, bis ihn ein mild gebauter Hügel aufhält. Den Berg aber krönen hohe schlanke Bäume, und über ihnen leuchtet die sinkende Sonne. Ihr Licht rinnt von dem Berge und überflutet das Land; der Frieden des Himmels erquickt alles, soweit das Auge reicht. Dann legt sich ein schimmernder Nebel über das Bild, und Strom und Land versinken wieder. Ich weiß, so lange ich dieses Land nicht finde, so lange muß ich wandern. Aus frühester Jugendzeit ist mir dieses Bild treu geblieben; treuer kann der Schatten nicht sein. Als ich noch Student war, fragte ich meinen Pflegevater, von wem ich wohl die Lust zum Wandern geerbt hätte. Da erzählte er mir, der Vater sei ein seßhafter Mann gewesen; wohl habe dieser gerne einen Gang ins Land hinaus getan, wie das ein jeder tue, der nach des Tages Arbeit Freude am Feierabend habe. Dann aber, erklärte mir der Vormund, daß meine Mutter, als sie mit mir in guter Hoffnung gewesen sei, stets habe reisen wollen. So habe sie einmal ein Rükschlein bestellt und sei, ohne daß der Vater es gewußt habe, aufs Geratewohl ins Toggenburg gefahren, drei Stunden weit. Und wie's so geht: Unverhofft kommt oft! In einem Bauernhause, dessen Besitzer meine Eltern gut kannten, fand meine Mutter freundliche Hilfe. Der Kutscher aber spannte aus, ritt wie der Wind dem Städtchen zu und berichtete dort dem Vater, was zu erwarten sei. Der Vater — er war Dragonerhauptmann — setzte sich aufs Pferd und galoppierte zum Tor hinaus und talaufwärts. Er kam just zur rechten Zeit ans Ziel. Noch vor Sonnenuntergang konnte er der Gattin danken für den Erstgeborenen. Sie sehen also, Herr, ich bin sogar unter fremdem Dache zur Welt gekommen. Nach einigen Tagen fuhren die Eltern mit mir heimwärts. Die Straße von jenem Bauernhause nach dem Städtchen führt durch zwei Dörfer, dann durch Wald und Schwendinen und über eine Anhöhe in die Heimat hinunter. Von der Höhe sieht man weit ins schöne Land hinaus. Unten am Flusse stehen eng ineinandergebaut die geriegelten

Häuser, über die sich das Dach des Rathauses und die Türme der Kirchen erheben. Starke Mauern umgeben den Ort. Weit im Westen schimmert der Jura, eine blaue, niedere Kette am Wetterrand. Was jetzt kommt, hat mein Vater mir erzählt, als wir einmal auf dem Hügel saßen. Eine alte Esche breitete ihre Aeste über uns aus; der Baum wurde weit herum als ein heiliger Baum verehrt. Und unter ihm erzählte der Vater: „Schau, lieber Bub, diese Straße fuhren wir mit dir, als du kaum ein paar Tage alt warest. Es war ein schöner Abend im Heuet. Du fingest an zu schreien und zu zappeln und wurdest erst wieder ruhig, als du zu trinken erhieltest. Während du an der Brust lagest, ergögten sich die Mutter und ich an der Aussicht. Ich mußte sagen, wohin diese Straße, wohin jene Straße, der Weg dort drüben und der Weg hier unten führen, was hinter den fernen Hügeln liege und jenseits der hohen Berge“ . . .“

David hielt ein wenig inne, nahm einen Schluck und fuhr dann fort: „Das ist die Geschichte von meiner Geburt und ersten Reise. Die zweite Reise trat ich kurz nach meiner Mutter Tod an. Ich erinnere mich noch gut daran. Ich trug ein schwarzes Schürzchen und spielte vor unserem Haus mit Sand, als plötzlich eine Schafherde vom Markt her kam. Da verließ ich die Sandhäufchen, lief den Tierchen nach und drängte mich mit ihnen zum Tore hinaus. Während die andern Kinder bald wieder in das Städtchen zurückkehrten, schritt ich neben dem Schäfer, und er zeigte mir einen Berg; dorthin treibe er die Herde, ich solle jetzt wieder heimgehen, es sei zu weit für so kleine Burschen. Doch ich ließ mich nicht wegschicken und fragte den Mann, was denn hinter dem Berge sei. Und er erzählte mir von fremden Ländern und fremden Menschen, von Alpen und Alpeinden, Wasserfällen und Bergstürzen, Bären, Adlern und Gemsen; er erzählte so schön, daß ich das Heimgehen vergaß. Im nächsten Dorfe übergab er mich einem Manne, der mich bei der Hand nahm und zu meinem Vater zurückbrachte. Dieser hatte schon überall nach mir fragen lassen, und als ich vor ihm stand, von



meinem Erlebnis berichtete und ihn bat, mich in das Land hinter den Bergen zu führen, da schaute er mich an und schützelte den Kopf. Er küßte mich und nannte dabei den Namen der Mutter selig. Ich wurde von nun an sorgfältig bewacht; es blieb mir nichts anderes übrig, als, in mich gefehrt, abenteuerliche Reisepläne zu machen. Zweimal noch versuchte ich auf eigene Faust über den Berg zu wandern: beidemal fing mich der Torhüter auf; er hatte von meinem Vater den Befehl erhalten, mich nicht über den Graben gehen zu lassen, es sei denn, es wären noch andere Kinder oder gar ehrenwerte Erwachsene um mich. Nach dem Tode des Vaters war niemand mehr da, der mich hätte halten können; ich wurde aus der heimatlichen Erde gerissen, und das einzige, was mich noch hätte retten können, das Bewußtsein, im väterlichen Hause zu verweilen, wurde mir genommen. Was ich im stillen genährt hatte, die Sehnsucht nach dem Lande hinter den Bergen, wurde Herr über mich. So habe ich werden müssen, was ich bin und bleiben werde: ein zielloser Wanderer.“

So schloß David Künzlin seine Geschichte. Herr Jeremias Raschle sann ein wenig darüber nach. Er betrachtete von der Seite her den Erzähler und begann bedächtig: „Mein junger Freund, Sie haben ein scheinbar unseliges Erbe übernommen. Wer sich nicht die Mühe nimmt, näher darüber nachzudenken, wird sagen: ‚Das ist doch ein unglücklicher Mensch!‘ Das Glück, so, wie es sich die gemeine Welt wünscht, sieht freilich ein wenig anders aus; aber wenn ich alles, was Sie uns erzählt haben, ordne und mir überlege und mich frage, ob vielleicht doch noch etwas Wertvolles in diesem Erbe liege, muß ich sagen: Es fehlt nur die Springwurzel, um dieses Wertvolle finden zu können. Vorerst muß ich Ihren Pflegevater einen tüchtigen und vor allem braven Mann nennen; er hat Sie gut erzogen. Doch scheint mir, er habe nicht die Gewalt gehabt, zu überwinden, was den Zögling überwunden hat. Einzig aus dem Grunde, weil er diese geheimnisvolle Macht nicht gekannt hat. Ihrem Vater selig wäre es gewiß gelungen. So,

wie er Ihre Mutter liebevoll geleitet hat, so hätte er auch Sie, den Sohn, mit fester Hand führen können. So, wie er Ihre Mutter über jenen schönen Hügel wieder heimwärts gebracht hat, so hätte er auch Ihnen den rechten Weg gezeigt. Sie müssen mich verstehen: Ihr Vater wäre also der weise Verwalter des sonderbaren Erbes gewesen, wenn — Vor diesem Wörtchen bleiben wir leider stehen; allein, wir wollen einmal schauen, ob nicht doch noch ein Rat geprüft werden könnte. Ich glaube, daß mir meine Erfahrungen das Recht geben, Jüngern den Weg zu weisen, den ich in diesem oder jenem Falle für den guten halte. Wären Sie mir, dem Kaufmann, anvertraut worden, dann hätte ich kalkuliert: Ich muß meinen Schülking einem Berufe zuführen, in dem er das eigenartige Erbe nutzbringend — ei, sagen wir zinsbringend — verwerten kann. Ich schickte ihn also mit einer Kutsche voll Muster aller Art ins Land hinaus, um Kundschaft zu werben. So könnte er, Handel treibend, von Ort zu Ort fahren, sähe Städte und Dörfer; große Messen müßte er besuchen und von Zeit zu Zeit heimkehren mit Bestellungen, daß es eine Freude wäre. Wenn er sich tüchtig eingeschafft haben wird, darf er für mein Haus übers Meer reisen, zum Beispiel nach dem obern und untern Amerika, nach Indien und nach dem fernsten Afrika. Hei, müßte das eine Lust sein für ihn, den Ruhelosen! Der Trümpf, mein Socius, war in seinen Lehrjahren das reinste Quecksilber; stets träumte er von fernen Ländern und las die Bücher wagemutiger Forscher und Meerfahrer. Als ich einmal längere Zeit in meinem Schweizer Hause verweilen mußte, lenkte er meine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte auf seinem Pulte ein Buch liegen, die Reisen eines Gelehrten, namens Humboldt. Ich fragte ihn über dies und das und merkte gleich, was in dem Burschen steckte. Gut, sagte ich zu mir, der ist wie gemacht für mein Orientgeschäft. Erst reiste er für mich in der Schweiz herum, hernach sandte ich ihn mit Erfolg nach Turin, Lyon und Frankfurt; schließlich kam er ans Meer, und als er mir weltgewandt genug erschien, schickte ich ihn nach dem Morgenland.

Und heute? Die regelmäßige Arbeit und die Disziplin des kaufmännischen Reisens sind ihm zum Segen geworden; sie sind ihm Rüstzeug geworden. In dieser blanken Rüstung fürchtet er heute nichts mehr und macht die besten Geschäfte.“

David hatte aufmerksam zugehört. So hatte noch nie ein Mensch zu ihm gesprochen. Er machte ein trübes Gesicht und wußte nicht, was er sagen sollte. Herr Jeremias las in den Augen des Gastes, was diesen bewegte. Deshalb fuhr er fort: „Ich weiß, was Sie denken. Sie sehen zu schwarz, wenn Sie glauben, mein Rat wäre nicht ausführbar. Wenn Sie ausgeschlafen haben und die Welt um Sie herum werft und erwirbt, pflanzt und erntet, dann überlegen Sie sich, was ich Ihnen heute abend gesagt habe. Erwägen Sie nicht zu lange, fassen Sie frisch den Entschluß: Entweder — oder. Sie dürfen im Vogel nicht nur die sorglose Kreatur sehen, die in der Sonne sich badet und Kirschchen vom Baume pickt. Denken Sie daran, daß auch der Vogel

ein Nest bauen muß, daß er im Fluge seiner Nahrung nachgeht, jagen muß und nicht immer singen kann. Sie dürfen heute nicht sagen: ‚Es ist zu spät! Ach, wäre mir doch früher solch guter Rat geworden!‘ ‚Ich will!‘ müssen Sie sagen. Sie sind auch der Erbe Ihres Vaters. Sie haben also auch die Pflicht, Ihres Vaters Namen in eigener Arbeit zu ehren. Mein junger Freund, ich habe Sie ungestört meiner Nichte ein Liebeslied singen lassen, ich habe Ihnen auch gleich angesehen, daß Sie nicht einer von jenen sind, die leichtsinnig durch die Welt hudeln und denken: ‚Der liebe Gott ernährt uns doch!‘ Die große Zahl der Philister indes macht keinen Unterschied; sie wirft alle, die nicht in der Tretmühle des Alltags alt und grau werden, in den gleichen Tiegel. So urteilt sie in ihrer Unwissenheit oft ungerecht und schmälert, ohne es zu wollen, die Ehre manches rechtschaffenen Mannes. Sie müssen sich deshalb sagen: ‚Dazu bin ich viel zu gut!‘“

(Schluß folgt).

## Die Winkelriedsdramen in der Schweizerischen Literatur.

Ein Sängler ist zum geschichtlichen Zeugen der Tat Winkelrieds geworden. Diese Tat, eines der größten Beispiele der Vaterlandstreue, hat ungeachtet des für die dramatische Bearbeitung spröden Stoffes die schweizerischen Dichter zu wiederholten Malen begeistert, die Gestalt Winkelrieds im Schauspiel zu verherrlichen. Dienen diese Arbeiten, in ihrer Mehrzahl wenigstens, dem Bedürfnis des Volkes, die vaterländische Geschichte auf der Bühne dargestellt zu sehen und sich am Schwunge pathetischer Rede zu erwärmen, und sind sie uns auch interessanter als Ausdruck des patriotischen Empfindens des Autors als seiner dichterischen Stimmung und Gestaltungskraft, so verdienen diese Winkelriedsdramen doch die liebevolle Beachtung der Literaturfreunde und der Historiker.

Das tragische Motiv fehlt in der überlieferten Gestalt Winkelrieds. Dieser Tod erhebt uns, er erschüttert uns nicht; er befreit das Land vom Feinde, nicht aber ein Leben aus der Verkettung schwerer Lebensschicksale. Es ist nicht eine innere seelische Notwendigkeit — denn Winkel-

ried blüht allerwegen das Glück — die seinen Tod fordert. Diesen verlangt die Not des Vaterlandes. Es müßte — was keiner von dem Duzend Autoren versucht hat — diese Not des Landes in einem Einzelschicksal erschütternd dargestellt werden. Zumeist finden wir aber eine breite Zeichnung der der Schlacht von Sempach vorangegangenen Fehden, worin das eheliche Bemühen, den Eidgenossen als den Verfolgten und Unterdrückten in jeder Phase dieses Kampfes rechtzugeben, vor der nüchternen Geschichtskritik unserer Zeit öfters versagt. Winkelried rät zur Zurückhaltung, dann aber entscheidet er im letzten Augenblick die Schlacht mit seinem Leben. Das ist der tragische Einschlag der Geschichte — zu spärlich, um darauf ein Drama zu stellen. Schiller hat im „Tell“ gewissermaßen den Schlüsselpunkt im schweizerischen historischen Schauspiel gesetzt. Das Gefühl, der Gehalt der Winkelriedsgestalt sei im Drama noch nicht ausgeschöpft worden, ließ die Dichter bis heute immer wieder auf diesen Stoff greifen. Auch Heinrich von Kleist hat sich mit ihm